

SWR Kultur Essay

Potentielle Potenziale

Fragen zur Zukunft der Musik

Von Torsten Möller

Sendung vom: 06.10.24

Redaktion: Martina Seeber

Produktion: SWR 2024

SWR Kultur können Sie auch im **Webradio** unter www.swrkultur.de und auf Mobilgeräten in der **SWR Kultur App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Die SWR Kultur App für Android und iOS

Hören Sie das Programm von SWR Kultur, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR Kultur App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: <https://www.swrkultur.de/app>

Sprecher 1:

Musik ist eine Zeitkunst, sie hat Zukunft in sich. Im Moment ihrer Notation, ihres Erklingens, entfaltet sich ein Entscheidungsraum. Notiert ein Komponist oder eine Komponistin des 18. oder 19. Jahrhunderts einen Dominantseptakkord, dann ist die Zukunft geradezu erwartbar. Es ist die wohlige, Jahrhunderte eingeübte Rückkehr zur Tonika. Akkorde haben eine ähnliche Funktion wie eine Drehscheibe für die Lokomotive. Auf den Rangiergleisen der Bahnhöfe wird die Lok gedreht – dann geht's los, auf neuen Gleisen.

Musik 1: Steve Reich: Different Trains

Sprecher 2: Potentielle Potenziale – Fragen zur Zukunft der Musik

Ein Essay von Torsten Möller

Sprecher 1:

Eine anerkannte Definition der Zukunftsforschung lautet: „Die wissenschaftliche Befassung mit möglichen, wünschbaren und wahrscheinlichen Zukunftsentwicklungen“. Aus der Gegenwart und der in sie mündenden Vergangenheit denken Forscher Trends weiter, und sie erstellen Prognosen, die da an Grenzen stoßen, wo es unvorhersehbare Innovationen gibt, oder andere, vielleicht auch ganz neue Bewegungsrichtungen. Unsere Gegenwart begriffen als eine Art Drehscheibe – eine Drehscheibe, die nicht alle erdenklichen Wege öffnet, die aber Richtungen und Perspektiven vorgibt. Je nach Drehung wird der Zug verschiedene Landschaften erreichen. Vielleicht auch musikalisch bisher unbekannte. Denn künftige Weichen werden gestellt, heute schon, auch morgen.

Musik 1: hochziehen

Sprecherin 1:

Komponisten blicken voraus, auch Musikästheten. Die Avantgarde ist die Vorhut, die künftiges Terrain auskundschaftet. Theodor Wiesengrund Adornos Begriff der Flaschenpost kommt in den Sinn: Neue Musik, als Flaschenpost die im offenen Meer herumtreibt – um vielleicht mal geöffnet zu werden, um späteren Generationen ihre Inhalte preisgeben zu können.

Sprecher 1:

Oder die Vermutung des französischen Wirtschaftswissenschaftlers und Kulturphilosophen Jacques Attali, der meint, dass Musik nicht nur eine Kulturreflexion sei, sondern eine Vorbotin der Zukunft, dass sie Dinge vorwegnimmt, die noch kommen werden. Solch hehre Zukunftsentwürfe der Philosophen konterkarieren das Musikleben. Einstweilen ist die 180 Grad Drehung, also die Fahrt auf demselben Gleis zurück, noch gang und gäbe.

Sprecherin 1:

Garantierte Qualität der Hochkultur gibt es in einigen Variationen: Ludwig van Beethovens, Johannes Brahms oder Gustav Mahlers Symphonien im Konzertsaal. Dazu groß inszenierte Jubiläen der großen Meister in steter Wiederkehr, es sind museale Panoramen im Rückspiegel. Diese Blicke zurück gelten fürs traditionelle Konzertleben, für in der Regel träge Institutionen aber auch fürs aktuelle Musikschaffen.

Sprecher 1:

Die Zukunft ist und wird immer von Vergangenen durchsetzt sein; paradoxerweise gerade dann, wenn Zeiten unruhig sind und von technologischen Schüben geprägt sind. Ein Rückgriff auf die stabile Tradition kann ein beruhigend-nostalgischer sein – gerade in der Musik, dieser so schwer fassbaren Kunst, der nicht zufällig der Topos der „verspätetsten aller Künste“ vorausseilt. Fernab der gediegenen Hochkultur ist inmitten digitaler Umkrepelungen die Klangarchäologie en vogue – in der zeitgenössischen Musik, auch im Pop der 90er Jahre:

Musik 2: Portishead: Roads

Sprecher 1:

Man gräbt die alten analogen Synthesizer wieder aus, sogar den guten alten Kassettenrekorder und die Tonbänder. Auch Röhren betriebene Hammond Orgeln, die ersten Rolands und Yamahas aus den 70er Jahren. Eine Stabilität verleihende historische Rückversicherung ist sichtbar, auch in den Nachbardisziplinen, zum Beispiel der Architektur. In den vom schwedischen Architekten Alfred Grenander Anfang des 20. Jahrhunderts entworfenen Berliner U-Bahnhöfen sind Stahlstützen zu sehen; nicht bloß schmucklos schmal und rund, sondern verziert mit alten griechischen Kapitellen. Will sagen: Die Macht der Gewohnheit schlägt durch. Menschen misstrauen dem nüchtern-puren „form follows function“ - Ideal, der

modernen Kühle. Sie misstrauen auch dem architektonischen Fortschritt und einer allzu kühlen Digitalität.

Sprecherin 1:

Die Band Portishead spielt nostalgisch, vielleicht auch melancholisch auf der Klaviatur der Erinnerung. Sampling und die Neukontextualisierung alter Klänge und Geräusche dienen dazu, bei der Hörerschaft der Zukunft kulturelle Erinnerungen zu wecken, die offenbar wieder auszugraben sind.

Sprecher 1

Während Musiker ihren Retrofuturismus pflegen, kommt Zuhause plötzlich die Vinyl-Scheibe wieder auf den Plattenteller. Man besucht Revivals, Wiederbelebungen aller Orten und aller Zeiten. Nicht zu vergessen: die bekannten „Neo-Bewegungen“ in der Musikgeschichte: der Neo-Expressionismus, der Neo-Klassizismus, der Neo-Grec.

Sprecherin 1:

Zum Beispiel die *Gymnopédies* des französischen Sonderlings Erika Satie: Im späten 19. Jahrhundert ist es ein skurriler Wiederaufgriff, zugleich eine Neu-Erfindung von Tänzen der Jugend des antiken Sparta. Sie wirkt wie eine Lok in sehr gemächlichem Tempo – als ob es gelte, das Pariser Leben zu entschleunigen. Erik Satie, der eifrige Spaziergänger, der sich im späten 19. Jahrhundert seine Zeit nimmt:

Musik 3: Erik Satie: *Gymnopédies* Nr. 1

Sprecherin 1:

Erik Satie ist ein Skeptiker. Er geht seine eigenen Wege, für die Pariser Konservatorien hat er nur ein verschmitztes Lächeln übrig. Skepsis ist nicht nur bei Satie, sondern auch heute verbreitet – und sie kommt nicht von ungefähr. Nach Jahrhunderten visionärer Zukunftsentwürfe und unbedingten Fortschrittsglaubens wie Fortschrittswollens herrscht ein Gefühl des Stillstands. Manche Kulturkritiker und Soziologen führen ihn auf die Omnipräsenz des Internets zurück, wo alles gleichzeitig geschieht, wo sich Orte und Zeiten derart vermischen, dass kaum noch Leerstellen zu erkennen sind, wo sich Bewegungsrichtungen in der unendlichen Masse an Informationen verwischen, zuweilen auch

kaum noch erkennbar sind. Vom schnellen Zugriff ist auch die Musik betroffen. Während sich die You-Tube Archive weiter füllen, während alles mit einem Mausklick mühelos abrufbar ist, erscheint Wertigkeit unter anderen Vorzeichen. Vom Selbstbedienungsladen Internet spricht man kritisch, von Verramschung der Musik ist die Rede. Das klingt übertrieben. Aber es ist immerhin interessant, dass die erfolgreiche Suche nach der geliebten Vinylscheibe das Hören intensiver macht. Es findet unter anderen Vorzeichen statt.

Sprecher 1:

Von einer Zeitenwende ist heute die Rede, nicht wenige entwerfen dystopische Szenarien. Die Frage ist: Wie spiegelt sich Gegenwart in der Musik? In der Musik, die jetzt entsteht, und künftig zu hören ist? Kunst und Außenwelt lassen sich nicht einfach synchronisieren; das ist eine Erfindung übereifriger Kultursoziologen. Aber doch, so lehrt die Geschichte: Unruhige Zeiten haben ihre Spuren hinterlassen. In Stichworten: Französische Revolution,

Sprecherin 1

Ludwig van Beethoven.

Sprecher 1

Soziale Frage der 1920er Jahre:

Sprecherin 1

Berthold Brecht, Kurt Weill, Hanns Eisler

Sprecher 1

in der Nachkriegszeit Mitte des 20. Jahrhunderts

Sprecherin 1

die Flucht nach vorn: Karlheinz Stockhausen in Köln, oder Erik Saties französischer Kollege, Pierre Schaeffer in Paris.

Sprecher 1

In den unruhigen 1970ern:

Sprecherin 1

die Band Kraftwerk in Düsseldorf.

Musik 4: Kraftwerk: Heimcomputer

Sprecher 1:

Kraftwerk ist keine Ausnahme. Schon die Zukunftsmusik des 20. Jahrhunderts ist wesentlich technologisch geprägt. Die riesigen Maschinen im italienischen Futurismus, die Intonarumori, die Lärmerzeuger eines Luigi Russolo, antworten der rasanten Industrialisierung. Später kommen die etwas kleineren Sinustongeneratoren oder Ringmodulatoren auf im Kölner WDR Studio für Elektronische Musik. KünstlerInnen sind neugierig, sollten neugierig sein. Sie streben also nach Neuem, und alle jeweils gegenwärtig verfügbare Technik wird genutzt.

Sprecherin 1:

Technologie dient im 20. Jahrhundert als Tür, um die vermieteten Räume des 19. Jahrhunderts zu verlassen, ja endgültig zu schließen.

Sprecher 1:

Und Technologie wird weiter genutzt. Es ist keine Prophezie, dass die Zukunft der Musik von Algorithmen zumindest mitbestimmt wird – auf Seiten der Hörerinnen und Hörer, auch auf Seiten der Schaffenden. „Am Heimcomputer sitz ich hier“, singen Kraftwerk, und „programmier die Zukunft mir“.

Sprecherin 1:

In aller Munde: die KI, die künstliche Intelligenz. Algorithmen arbeiten schnell, vor allem sind sie billig.

Sprecher 1

Ein neues Prekariat entsteht, so steht es die *Süddeutsche Zeitung* angesichts der steten KI Leistungsüberwachung, die Amazon, Uber oder Lieferando nutzen zur Kontrolle ihrer Zubringer.

Sprecherin 1

Während sich das neue Prekariat die Beine abstrampelt, macht KI Werbejingles tantiemenfrei; für globale Konzerne, die an Fragen des Urheberrechts naturgemäß kein Interesse haben, ist

das ein sehr verlockendes, ein zu verlockendes Angebot. Inwieweit KI fernab des Kommerziellen Kunst hervorbringt, also in künftige Kompositionsstübchen eindringt, bleibt vorerst offen. Erste Lehrstühle für Musik und künstliche Intelligenz formieren sich, medienwirksam wird inszeniert, dass Algorithmen Franz Schuberts *Unvollendete* zu Ende komponieren. Natürlich kann man die Computer-Archive füllen mit den personalstilistischen Eigenheiten erlesener Komponisten. Doch die Diskussion um Künstliche Intelligenz in der Musik ist gespalten – und schon wieder ist es eine Debatte unter den Vorzeichen von Technik und Kultur:

Sprecherin 1:

Hier die Forscher und Entwickler, dort jene, die auf den Aufführungscharakter, auf die immer wieder kehrende Magie des menschlichen Moments verweisen. Eine KI-Version von Franz Schuberts *Unvollendeter* oder Ludwig van Beethovens *Zehnter Symphonie* wird, da haben die Kulturvertreter wohl recht, technische Imitations-Spielerei bleiben. Musik, die innerlichste aller Künste, kann kaum überleben ohne einen Autor, der seine eigenen persönlichen Geschichten mitbringt. Robert Schumanns subjektive Inspirationsästhetik kommt mir in den Sinn. *Von fremden Ländern und Menschen*, ohne KI, rein von Menschenhand geschrieben und gespielt:

Musik 5: Robert Schumann: *Von fremden Ländern und Menschen*.

Sprecher 1:

Der Pianist stößt nicht an Grenzen in Schumanns *Von fremden Ländern und Menschen*. Doch technologisch-avantgardistische Wunschträume, sie haben ihre Grenzen. Nicht ausgeschlossen, dass die Musiklehrstühle für künstliche Intelligenz künftig ein ähnliches Dasein fristen wie manche elektronischen Studios in der Vergangenheit. Salopp gesagt: Ein Treffpunkt für Nerds. Geprägt von technizistischen Diskursen, die in der „Außenwelt“ kaum auf Resonanz stoßen. Schon die Wirkung reiner Lautsprecher-Musik war und ist überschaubar. Pierre Schaeffers *Musique concrète* oder Karlheinz Stockhausens frühe Elektronische Studien sind nurmehr museale Konservenraritäten; sie leben nicht im Konzert, von versprengten Festivals für experimentelle Musik einmal abgesehen, wo gelächelt wird, wenn Pierre Schaeffers *Eisenbahn-Etüde* die Drehscheibe frisch-fröhlich pfeifend verlässt.

Musik 6: Pierre Schaeffer: *Etude aux chemins de fer*

Sprecherin 1:

Hehre Zukunftsentwürfe scheitern schon mal an der Macht einer Gewohnheit, die unbewusst wirkt. Kraftwerk machen - wie der Techno - aus der Sterilität synthetischer Musik eine Pointe, die funktioniert, weil sie bewusst inszeniert ist – und im Fall des Techno dazu getanzt wird. Grundsätzlich aber gilt, und das auch für die Zukunft: Lautsprecher, Digitalität und Elektronik schaffen Distanz und Kühle – instrumentale Musik hingegen wirkt direkt, manchmal geht sie sogar durch den Bauch Ein Argument sind schmerzliche Erinnerungen an isolierte Corona-Zeiten: Digital vereinsamte Konzert-Sterilität am Computer: ohne Magie, ohne jenes Ritual, das die Musik sowohl zum Atmen braucht wie zur Fortpflanzung. – „Teilhabe“ und „Partizipation“ sind heute verstärkt gefordert – und sie werden die Richtungen bestimmen. Die neuen Kulturrichtlinien Deutschlands stehen vorerst am Ende einer Entwicklung, die von der Reformpädagogik und den Demokratisierungswellen der 1960 und 1970er Jahre ausgeht. Heutige Musikfestival-Kuratoren nehmen die Forderung ernst. Verstärkt geht es um den Einbezug eines lokalen Publikums, von örtlichen Musikvereinen, Blasmusikern, manchmal auch Schützenvereinen. Integrationsprojekte mit Flüchtlingen werden gefördert, Solidarität mit weißrussischem oder iranischem Widerstand stehen auf Festival-Tagesordnungen. Es ist kein Science Fiction oder Wahrsagerei, dass mehr „von Außen“ einwirken wird auf künftige Musik. Klänge stehen nicht mehr nur für sich, wie es die romantische absolute Musik wollte; nein, sie stehen verstärkt – Stichworte Quotendenken und Zielgruppen – unter funktionalem Rechtfertigungsdruck.

Sprecher 1:

Unter jungen KomponistInnen ist die Beschäftigung mit Institutionen in, auch die mit der eigenen musikalischen Sozialisation. L'art pour l'art, Kunst um der Kunst willen, gerät in die Defensive, sowohl in der Musik wie in der bildenden Kunst oder im Theater. Die Entfernung wird zumindest kurzfristig zunehmen. Nicht mehr das ästhetische Werk, sondern dessen Kontextualisierung ist groß geschrieben, Auseinandersetzungen mit aktuellen Lebenswelten, auch mit örtlichen Gegebenheiten sind gefordert. Rücksicht auf soziale Minderheiten und gegebenenfalls deren Unterstützung sind en vogue. – Schon heute ist der emphatisch geprägte Kunstmusikbegriff in der Defensive; der romantischen Vereinbarung, dass Musik eine Welt für sich bilde, ist der Widerspruch imprägniert. Das gilt auch für John Cages einstigem Zukunftsplädoyer für eine Subjekt enthobene Musik ohne Absicht.

Sprecherin 1

Es scheint, als wären die ästhetischen Fundamente der mitteleuropäischen Kunstmusik brüchig, als trügen sie nicht mehr. Absolute Musik, die Engführung von Kunst und Religion, die Versenkung ins Werk mit geschlossenen Augen – schon während man die Dinge ausspricht, werden ihre Zukunftspotenziale aus heutiger Sicht fraglich bis unmöglich. Mehr muss her: Das Event, die Oper und Kunstaustellungen als immersive Erlebnisse in 3D. Wolfgang Amadeus Mozarts *Requiem* in multimedialer Inszenierung. Gute Musik reicht nicht mehr.

Musik 7: Wolfgang Amadeus Mozart; Requiem. Dies Irae.

Sprecherin 1:

In seinem Buch *Musik der Zukunft* blickt Robert Barry zurück, um eine neue Zukunft zu imaginieren: Visionäre Entwürfe von John Cage kommen zur Sprache oder vom amerikanischen Komponisten Edgard Varèse, der als Erfinder der „Geräuschmusik“ gilt. Zentral ist Barrys These, dass Aufbruchsstimmungen vom sprachlich vermittelten Umfeld abhängig sind, das zurückwirke auf die Musiksphäre. Es ist ein Gedanke aus Michel Foucaults Diskurstheorie: In der Sprache, im Sprechen wie im Schreiben wird Zukunft mitbeschrieben.

Sprecher 1

Robert Barry plädiert für eine andere Sprache, die an die Stelle einer gealterten Musik-Sprache gesetzt wird. Musikkritiker und Kritikerinnen, die noch von der „seidigen Stimme der Sopranistin“ schwärmen oder von „spannenden Instrumentations-Ansätzen“ im neuesten Orchesterwerk – sie gleichen schon jetzt einsamen Rufern in der Wüste. Das muss nicht tragisch sein, die Musikkritik hat ihre eigenen Blüten hervorgebracht: das Selbstbewusstsein so genannter Großkritiker, manche Scheuklappen, manch fragwürdig Rigoroses. Doch die Sprache über Musik ist lädiert, Anspruch ist schwierig geworden, ja verdächtig. Mit dem Schwinden des so genannten Bildungsbürgers hat sich auch in der Sprache etwas getan. Sie ist einfach geworden, direkt, oft auch stereotyp.

Sprecherin 1

Einstweilen wurschteln sich die Kritiker*Innen so durch – im kurzen Radiobericht mimen sie den Musikvermittler. Sie berichten von dem, was eben so passierte. Wenn ortsansässige

Rapper oder Breakdancer in der neuen Opern-Inszenierung mitmischen dürfen, wird es für Rezensenten aber heikel. Wie sollen sie darüber urteilen? Die Teilhabe gehorcht keiner ästhetischen werkimmanenten Stimmigkeit. In welcher Sprache künftig über Musik gesprochen wird – auch das wird die Geschicke mitbestimmen. Wenn Teilhabe und soziale Funktion der Musik gefordert sind, wären O-Ton gestützte Stimmungsbilder des Publikums die adäquatere Berichtsform als der Eindruck von JournalistInnen. Aussagen aus dem Moment heraus wie

Sprecher1

„Das fand ich total gut.“

Sprecherin 1

wären künftig zu akzeptieren: Reicht das, ist das einer künftigen Musik angemessen – einer Kunst, die auch mal ihre verschlungenen Wege geht, die sich nicht so knapp erklären?

Musik 8: Aldo Clementi: Madrigale

Sprecher 1:

Die Peanuts: Schröder, der Verehrer Ludwig van Beethovens, die verständnislose Lucy, der Hund Snoopy, der auf dem Klavier schläft, während Schröder Beethovens Klaviersonaten spielt. Das Bild war im Grunde schon vor 70 Jahren aktuell – heute wirkt es wie ein Auftakt zu einem schleichenden Abschied, den träge Musikinstitutionen nicht mitbekommen, nicht mitbekommen haben. Noch wird sich an prominenten Konzerthäusern an Quoten geklammert, an Auslastungszahlen, die eine Erholung von Corona-Zeiten zeigen. Doch Zukunftsprognosen für die Symphonik des 18. und 19. Jahrhunderts hören sich düster an. Nicht mehr als ein Irrglauben war und ist es, an die immerwährende Zukunft so genannter „zeitloser Klassiker“ zu glauben. Der Zukunftsforscher Ulrich Reinhardt ist kein Musiksoziologe, hat sich aber im Bayerischen Rundfunk so seine Gedanken gemacht zum Konzertleben und zum Konzertbesuch.

Sprecher 2

„Das Sofa ist das neue Epizentrum unserer Freizeit“,

Sprecher 1

sagt Reinhardt. Nun käme noch die Inflation dazu. Zu teuer sei der Konzertbesuch, sagt er, und meint Rammstein, Adele und Taylor Swift wohl mit. Reinhardts Gedanken mögen stimmen, sind aber kurzfristige Diagnosen, die an Grundlegendem vorbei gehen. Interessanter wird es dort, wo sich Ulrich Reinhardt um – wie es heißt –

Sprecher 2

„Wege aus der Krise“

Sprecher 1

seine Gedanken macht. Für die Zukunft kann er sich eine „Integrationskultur“ vorstellen. Hemmnisse gegenüber klassischer Musik müssten künftig verstärkt abgebaut werden, für mehr Vermischung solle gesorgt werden zwischen Unterhaltungs- und Ernster Musik. Der Vorschlag: Ein Kombiticket zum Beispiel für ein Beyoncé Konzert und einen Besuch der Hamburger Elbphilharmonie. Vermischung wagen aber mit offenen Fragen:

Sprecherin 1

Wer will erst Beyoncé hören und danach Mozart? Oder erst Mozart und dann Beyoncé?

Sprecher 1:

Musik für Alle ist Wunschdenken. Kunst begriffen als Ort, wo Menschen verschiedenster Schichten zusammen kommen, hat es nie gegeben, warum sollte es in Zukunft so sein?

Sprecherin 1

Das klassische Konzert wird nicht mit Beyoncé zu retten sein. Musikgeschmack ist und bleibt hochgradig subjektiv, wobei das Subjektive auch soziologisch bestimmbar ist:

Sprecher 1

Pierre Bourdieu beschreibt es in seinem Buch *Die feinen Unterschiede*: Um ihren Status zu wahren und zu bestätigen nutzen Menschen verschiedener Schichten vor allem die Musik – inklusive Konzertbesuch, Musizierkreis, und Treffen im Übungsraum.

Sprecherin 1

Bände sprechen auch die Erfindungen noch so feiner Unterschiede. Jeder findet seinen auserwählten Platz im Musikreich – sei es im Trash, Speed oder Dark Metal, im Deutsch-, Battle- oder Freestyle-Rap oder als eingefleischter Verehrer Richard Wagners oder Richard Strauss´ oder als Fan einer Neuen Musik, die ihre eigenen Diskurse und Schubladen pflegt von New Complexity bis zu Neuer Einfachheit.

Sprecher 1

Um zum Zukunftsforscher Ulrich Reinhardt zurückzukommen: Die Popularisierung komponierter Musik ist schon gescheitert, da braucht es keine künftigen Versuche. Holger Noltze beschreibt es in seinem Buch *Die Leichtigkeitslüge*. Er bringt den Begriff der geistigen Arbeit ins Spiel, den übrigens auch der Avantgardist Helmut Lachenmann fordert. Darum wird es auch in Zukunft gehen, sofern man am Begriff einer Kunstmusik festhalten will. Musik als Kunst ist kein Amüsierbetrieb, den Holger Noltze, Professor Musikjournalismus kritisiert – und unter die Kritik fällt bei auch die die marktschreierische, plakative Vermittlung von Kunst:

Sprecher 2: Zitat Holger Noltze:

Millette? Noch mehr? Super! Mächtig haut der blendend aussehende Sänger dann noch die „Champagnerarie“ hin. Carmen und Don Giovanni sind also die ersten Startnummern bei Deutschland sucht die Superoper. Es ist sexy, es ist sexy, es ist sexy, schreit es uns förmlich an, unbedingt sollen wir, heute muss es sein, der Verführung der Oper uns ergeben. Zur Beglaubigung werden starke Autoritäten herangezogen, gleich zu Beginn, weil die Jugend erreicht sein will, der gewichtige Hip-Hopper Africa Islam, zufällig reingeschneit in diesen coolen Ort, um der crowd zu sagen, dass auch Oper echt cool ist. Funky ist das Wort des Abends, sagt die Moderatorin.

Holger Noltze: *Die Leichtigkeitslüge – über Musik, Medien und Komplexität*, Edition Körber Stiftung, Hamburg 2010, S. 91

Musik 9: George Bizet: Carmen

Sprecher 1:

Holger Noltze hat Recht. Georges Bizet kann nicht auf dem gleichen Gleis fahren wie Kollegah oder Africa Islam; Wolfgang Amadeus Mozart kann auch nicht auf der gleichen

Eisscholle treiben, auf der Ludovico Einaudi seine Akkorde gegen die Klimaerwärmung spielt. Das ist kein Plädoyer für gute Musik, für künftige musikalische Rangunterschiede und deren Zementierung. Hinter Noltzes Streitschrift steckt Anderes: Die Einsicht, dass Kunsterfahrung eben generell mit Arbeit zu tun hat.

Sprecherin 1

Arbeit an einem Selbst, Arbeit an der Sache, die Reibung an einem ästhetischen Gegenüber, das nicht frei Haus zu bekommen ist.

Sprecher 1

Das Sofa ist wie die Zug-Drehscheibe eine Metapher. Das Sofa steht für den Rückzug aus der Öffentlichkeit ebenso wie für Bequemlichkeit. Zu dieser neuen Bequemlichkeit gehört auch: Kein Schweiß mehr auf dem E-Bike, Essen wird gebracht, die Gen Z lässt sich berieseln von ihrem Musikgeschmack, den wiederum Spotify oder You Tube Algorithmen bedienen. Bequemlichkeit ist die Schwester oder der Bruder einer Popularisierung, die weiter voran schreitet. Im Schulunterricht wird Falco als der neue Mozart inszeniert, dazu das Kratzen an den Oberflächen in Kulturprogrammen oder der Filmkritiker, der die neue Netflix-Serie in seinem lockeren einmütigen Gespräch „total spannend“ findet. Mahnende Stimmen wie Noltze geraten immer stärker in die Defensive, wahlweise als Bildungsbürger, auch als alter weißer Mann. Aber, um der Zukunft der Kunstmusik willen, muss man es aussprechen dürfen: Gustav Mahler ist etwas Anderes als Taylor Swift. Mahlers Symphonien brauchen ihre Zeit, sie vertragen auch keine Hysterie, sondern andere Arten der Einfühlung, die nicht nur mit Arbeit zu tun haben, sondern auch mit etwas, was in der brodelnd-selbstgerechten Gegenwart fast ganz verschwunden ist: mit einem geschichtlichen Bewusstsein, mit jener historischen Empathie, die der weit blickende Musikwissenschaftler Carl Dahlhaus schon 1977 vermisst:

Sprecher 2: Zitat Carl Dahlhaus:

Seit einigen Jahrzehnten fühlen sich die Historiker von einem Verlust des Interesses an der Geschichte bedroht und manchmal sogar in ihrer institutionalisierten Existenz gefährdet. Es scheint, als bilde die Geschichte, die wissenschaftlich gefasste Erinnerung, nicht mehr die primäre Instanz, an der man sich orientiert und von der man Rückhalt erwartet, wenn man sich seiner selbst und der Welt, in der man lebt, zu vergewissern sucht. Die Maxime, dass man die Herkunft einer Sache kennen müsse, um deren Wesen zu begreifen, hat die

Selbstverständlichkeit, mit der sie im 19. und noch im frühen 20. Jahrhundert geglaubt wurde, weitgehend eingebüßt.

Dahlhaus, Carl: Grundlagen der Musikgeschichte, in: Dahlhaus, Carl: Gesammelte Schriften 1: Allgemeine Theorie der Musik I, Historik, Grundlagen der Musik, Ästhetik. Hrsg. v. Hermann Danuser, Laaber (Laaber) 2000, ISBN 3-89007-236-4, S. 12

Musik 10: Gustav Mahler: Dritte Symphonie

Sprecher 1:

Ein erstes Resümee:

Sprecherin 1

Die Sterne stehen anders als im 19. Jahrhundert, auch anders als im frühen 20. Jahrhundert. Der Zeitgeist entfernt sich in rasantem Tempo von Gustav Mahler, hinter dessen „herrlichen Längen“ künftig Fragezeichen stehen. Sinnbild für die neue Kurztaktung des Lebens ist das Smartphone. You Tube oder Spotify halten die Sache am Laufen. Track auf Track, möglichst reibungsfrei zugeschnitten auf Bedürfnisse.

Sprecher 1

Der amerikanische Jugendpsychologe Jonathan Haidt gibt der *Süddeutschen Zeitung* ein Interview.

Sprecher 2

„Wir überbehüten unsere Kinder in der realen Welt. Im Internet lassen wir sie allein.“

Sprecher 1

Ja, so ist es. Die Finanzierung des wöchentlichen Klavierunterrichts sorgt für gutes Gewissen. Aber im verstörend zerstreuten Internet lassen wir den Nachwuchs allein. Die Eltern leben es längst vor. Auf dem Spielplatz, hinterm Kinderwagen, überall das selbe Bild: Zerstreuung, Ablenkung, mit Earphones immer die Ohren voll.

Sprecherin 1:

So sind denn bald auch unsere Kinder – unser Versprechen in eine nähere Zukunft – der respektlosen Kurztaktung der Musik ausgesetzt. Kein ruhiges Einlassen auf Anderes, nurmehr ein Hüpfen von Ort zu Ort, von Stück zu Stück. All dies konsumiert mit Kopfhörern in mp3 Qualität: Während die Bässe wummern und die Höhen zischen, zieht es der so genannten „Hochkultur“ weiter den Boden unter den Füßen weg. Generell ist nicht mehr und nicht weniger das Zuhören, es ist auch das Gehör in Gefahr. Mediziner warnen vor der näheren Zukunft, einstweilen vergebens.

Sprecher 1:

Zukunft wird schon jetzt gemacht, und zwar in der Schule. Im ~~dortigen~~ Musikunterricht hätten Schülerinnen und Schüler nur die Wahl zwischen

Sprecher 2

einem Jahr Blindheit und einem Jahr Taubheit

Sprecher 1

so kommentieren es Musikpädagogen angesichts des jährlichen Wechsels von Kunst und einem Musikunterricht, der oft auch gar nicht mehr stattfindet. „Aus der Vergangenheit Schlüsse für eine mögliche Zukunft zu erstellen“, auch das ist eine Arbeitsprämisse der Zukunftsforschung. Ich denke an den ausgebildeten Philologen, Dirigenten, Sänger und Pianisten Hermann Kretzschmar. 1903 veröffentlicht Kretzschmar seine Vortragsreihe *Musikalische Zeitfragen* – und blickt sehr zu Recht über Symphonien hinaus, auch über manch elitäres Gebaren in der so genannten Hochkultur:

Sprecher 2: Zitat Hermann Kretzschmar:

Gegen diese Einseitigkeit muss Einspruch erhoben werden. Sie kann uns teuer zu stehen kommen, denn das Heil der Kunst hängt durchaus nicht bloß von der Komposition ab; sie ist nicht die einzige musikalische Zeitfrage, sie ist nicht einmal immer und ohne weiteres die wichtigste. Sie ist es zum Beispiel für die Gegenwart nicht, sondern sie darf heute unbedenklich unter den Sorgenkindern der deutschen Musik übergangen und so lange sich selbst überlassen werden, bis dringlichere Fragen gelöst sind. Ein schönes Heim ist viel wert, aber vor allem muss ein Haus fest und sicher stehn, muss Schutz gegen Bodengift, gegen Wind und Wetter bieten; dann erst kommt der Stil.

In: Kretzschmar, Hermann: Musikalische Zeitfragen, Leipzig (C.F. Peters) 1903, S. 3

Musik 11: Joseph Haydn: Symphonie, kurz, etwa 30''

Sprecher 1:

Musikpädagogen tun, was sie können. Aber auch sie kämpfen gegen die Kurztaktung. Seit Jahren nimmt die Aufmerksamkeitsspanne der Kinder ab. Sie sind durch und durch zerstreut, woher soll Konzentrationsfähigkeit auch kommen? Die Öffnung der Musikpädagogik für kurze Musikformate, Pop-Stückchen von 3 Minuten Länge, hat mit der Justierung auf Kurztaktigkeit erstmal nichts zu tun. Sie ist ein Zeichen von gut gemeinter Offenheit aus dem Geist der Fortschrittspädagogik und dem Demokratisierungswollen der 1970-er Jahre. Aber die Frage der Zukunft der Musik sollte im Plural beantwortet werden; also auch in der schulischen Vermittlung von Joseph Haydns Symphonie mit dem Paukenschlag.

Sprecher 1:

Pädagogen sind empathische Menschen. Sie machen Angebote, deren Sinn in einer Öffnung zukünftiger Wege besteht. Verantwortliche Musikdidakten lehnen eine Funktionalisierung von Musik strikt ab. Dazu gehört auch die verständliche Weigerung, sich als Zuliefer-Betrieb fürs Konzertpublikum von Morgen zu sehen. Peter W. Schatt, der Musikpädagoge, Klarinettist und Fachmann für Rezeptionsfragen, schreibt:

Sprecher 2: Zitat Peter W. Schatt

Es gibt keinen Grund, nur Kunstwerke oder nur Pop-Musik zu behandeln,

Sprecher 1:

heißt es in Schatts 2007 erschienener *Einführung in die Musikpädagogik*. Und weiter:

Sprecher 2:

es gibt keinen Grund, nur über Musik zu reden oder nur zu musizieren,
es gibt keinen Grund, nur im Lehrervortrag beziehungsweise ,fragend ermittelnden Verfahren
oder nur in Projektform zu arbeiten.

Eine – und nur eine! – Antwort kann es nicht geben.

Schatt, Peter W.: Einführung in die Musikpädagogik, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2007, S. 122

Sprecherin 1:

Die Frage nach einer zukünftigen Musik wird nicht in erster Linie durch künstliche Intelligenz beantwortet. Sie wird gesamtgesellschaftlich entschieden. Unter anderem eben dadurch, ob es gelingt, dass das Haus, das Hermann Kretzschmar erwähnt, fest und sicher steht. Musikvermittler*Innen als künftige Notfallhelfer können dabei nicht das kitten, was die Gesellschaft versäumt. Manche Musiklehrer sagen: Wenn der schulische Musikunterricht funktioniert, werden sich kommende Generationen auch mit einer hochwertigen Musik beschäftigen. Mag sein. Einstweilen bleibt das Hoffen auf die Umsetzung eines Plädoyers des Musikpädagogen Karl Heinrich Ehrenforth. Ehrenforth kannte noch kein Smartphone, aktuell und zukunftsfähig sind seine Gedanken von 2005 allemal:

Sprecher 2: Zitat Karl Heinrich Ehrenforth

Der technische Fortschritt und die damit zusammenhängende, zunehmende Beschleunigung des Lebens- und Produktionstempos stehen im Hintergrund dieser Entwicklung. Aber sie sind bekanntlich ambivalente Errungenschaften der Moderne. Denn ihr Reichtum wird zugleich zur Last. Mit der 'Freiheit des Marktes' wächst die Vielfalt, ja Unüberschaubarkeit der Angebote. Zufällige oder modisch-auffällige Auswahl ist die Folge. Daraus erwächst die Notwendigkeit einer führend-helfenden Hand, um sich in diesem Pluralismus halbwegs zurechtfinden zu können. Hier liegt eine zeitgemäße Aufgabe der Musikpädagogik. Sie muss jungen Menschen Hilfen der Orientierung geben und ihnen eine Introduction in Musikkultur bieten, der sich gewiss nicht nur auf die europäische Kunstmusik bezieht.

Ehrenforth, Karl Heinrich: Geschichte der Musikalischen Bildung – Eine Kultur-, Sozial- und Ideengeschichte in 40 Stationen. Von den antiken Hochkulturen bis zur Gegenwart. Mainz (Schott) 2005, ISBN 3-7957-0502-9, S. 497

Sprecherin 1:

Karl Heinrich Ehrenforth hat Recht. Und es wäre eine schöne Utopie, wenn Musik Orientierung verschafft in einer verwirrenden Gegenwart wie Zukunft. Wenn Musik als mehrgleisiges, eben multikulturelles Phänomen zu ihrem Recht käme, jenseits von einmaligen Events und elitärer Trennungen zwischen Beethoven, Danger Dan und Antilopen-Gang.

Gerade hier läge das Zukunftspotenzial der Musik: Ein tieferes Bewusstsein für das Andere, für ganz andere Kulturen zu schaffen, im Sinne von empathischer Toleranz fernab von grassierender Selbstgerechtigkeit. Eben auch fernab von Eurozentrismus, fernab von Joseph Haydns Symphonie mit dem Paukenschlag

Sprecherin 1:

Spricht man über den die Zukunft bestimmenden Nachwuchs, dann geht es nicht nur um hehre Wünsche und Inhalte. Schon heute fehlen der Musikwissenschaft und den musikalischen Lehramtsfächern die Studenten, den Schülern die Stunden, den Schulen die Lehrer. *Musikunterricht in der Grundschule – Aktuelle Situation und Perspektive* heißt eine Studie des Deutschen Musikrats, der Konferenz der Landesmusikräte im Deutschen Musikrat und der Bertelsmann Stiftung. Trotz oft verwirrender föderaler Unterschiede entsteht ein ernüchternder Eindruck. Der Stellenwert der Musik ist ablesbar: Ein Hauptproblem ist der fachfremd erteilte Musikunterricht; Lehrerinnen oder Lehrer, die etwas Singen oder Klavier spielen können, sind willkommen in unseren Grundschulen. Um den Bedarf an ausgebildeten Musiklehrern im Jahr 2028 zu decken, müsste es bundesweit eine Neuanstellung von mehr als 25000 MusiklehrerInnen geben. Angesichts der Bewerbungsquoten an den Hochschulen fürs Musiklehramt ist es illusorisch, an die Deckung des Bedarfs zu glauben.

Sprecher 1:

Zahlen sind nicht alles – weder in schulischen Debatten noch in Auslastungsquoten der Konzert- oder Opernhäuser. Aber empirische Erhebungen unterstreichen doch eine Bewegungsrichtung, die die Zukunft bestimmen wird. Schon jetzt fallen die Dominosteine: Bezeichnend für die zerstreute Kurztaktung des Lebens ist der Kahlschlag des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Gerade die langen Formate fallen ihm zum Opfer, gerade die längeren und anspruchsvollen Literatur- oder Musiksendungen. Durch den Kulturauftrag ist Kunst entstanden. Es gäbe es keine Donaueschinger Musiktage, deren Zukunftsaussichten weiter schwinden, wenn Medienmanager weiter das Sagen haben in den Rundfunkräten.

Sprecherin 1

Eine These: Häppchenkost á la Internet wird die Zukunft einstweilen bestimmen: zwei bis dreiminütige Gespräche über das neue Buch, den neuen Film, die neue Oper hier oder da.

Sprecher 1

Noch retten die Konzerthäuser ihre Quoten mit Glamour, Stars und gemischten Programmen: „Gala Abend mit Weltstars heißt es im Festspielhaus Baden-Baden, die amerikanische Sängerin Cat Power singt Coverversionen von Bob Dylan in der Elbphilharmonie, im Dortmunder Konzerthaus gibt es „KULT für Neugierige“, und, wie es weiter heißt: „ein Spiel mit Konzertgewohnheiten“, mit den „steifen Klatsch und Hustetiketten“ traditioneller Konzertformate. Der Zukunft will man sich nicht verschließen. An einem anderen Dortmunder Abend gibt es Anfang 2025 *Xtended* mit dem Mahler Chamber Orchestra: so genanntes „Marathon-Konzert“ mit Live Musik, virtual reality und natürlich mit, man nimmt die geforderte Teilhabe ernst: Publikumsbeteiligung.

Musik 11: Gregorianischer Choral

Sprecherin 1:

Das Rätsel Musik der Zukunft wird nicht gelöst, kann nicht gelöst werden.

Sprecher 1

Schon die Musik der Gegenwart auf einen Nenner zu bringen, gleicht dem Versuch, einen Pudding an die Wand zu nageln. Aus bloßer Befangenheit konstruiert jeder einzelne seine Kunst- und Musik-Geschichte, damit auch deren gedachte Fortschreibung.

Sprecherin 1:

Neue Musik wird nicht nur bei den Donaueschinger Musiktagen oder beim Stuttgarter Eclat-Festival geschrieben. Sie entsteht in Clubs, in Überäumen, im Rahmen von Pop- oder Jazzfestivals. Musik als Lebensform, auch als Faktor der Identitätsbildung von Jugendlichen wird es immer geben. Oder anders: In der Berliner Techno Hochburg Berghain tanzt man sich seit 20 Jahren in Trance, der Heavy Metal ist seit 30 Jahren progressiv, trotz oder wegen mancher Urschreie. Indische Ragas wiederum scheren sich nicht großartig um Entwicklung oder Innovationen, in Klöstern tönt der gregorianische Choral stetig als erfüllendes Mittel zur Selbstfindung und Selbststabilisation.

Sprecherin 1:

Am Ende darf die persönliche Utopie nicht fehlen. Sie entspricht einem liberalen Plädoyer für Musik als Lebensform; für die Möglichkeit, durch Musik Toleranz wie Empathie zu

entwickeln, etwas Anderes zu erfahren, seine Ohren zu öffnen für Musikerinnen, InterpretInnen und Komponistinnen, die sich etwas konzentriert-Begriffsloses erdacht haben, für das sich eine Öffnung lohnt. Und das heißt auch: Musik als Kontrapunkt erfahren zu können zu einer zu Schlagwörtern tendierenden Welt, in der die Skepsis schwindet, in der selbstgerecht-privatistische Meinungen in Communities und Plattformen konkurrieren. „

Sprecher 1

Loslassen“ ist ein Zauberwort der Psychologie. Es kann ein Loslassen vom Smartphone oder auch von Richard Wagners Opern sein, die Jahrhunderte lang Selbstläufer waren und deren Zukunftspotenzial aktuell schwinden. Während manche Plätze im Bayreuther Festspielhaus leer bleiben, suchen auch andere Institutionen ihre HörerInnen, ihre Quoten. Sie schauen eher auf Zahlen als auf Inhalte. Zielgruppe ist das Zauberwort – und die *Süddeutsche Zeitung* kommentiert es im Jahr 2021 mit Blick auf die Medienlandschaft so:

Sprecher 2:

Dieses Denken steht einem sicher gut zu Gesicht, wenn man zum Beispiel eine Sonnencreme verkaufen will. Der Auftrag des öffentlich-rechtlichen Rundfunks ist aber ein anderer. Den Umbau der Gesellschaft, den der Rundfunk auf diese Weise zwangsläufig vorantreibt, während er vorgibt, ihm nur zu folgen, sollte man sich genau vor Augen führen: Rousseaus Gemeinwohl, Kants Vernunftidee, Habermas' Diskursbegriff werden dort nicht mehr als Fundament der Republik verstanden, sondern als Spleen einer linksliberalen Sieben-Prozent-Blase.

Felix Stephan: *Selbstgerecht und aufgekratzt*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 25. Februar 2021

Sprecherin 1:

Weichen sind gestellt, Zukunft wird gemacht, Diskurse geben die Richtung vor. Die „Avantgarde“, so heißt es, wolle wie die militärische Vorhut künftiges Terrain auskundschaften. Ob die Zeit der Avantgarde des 20. Jahrhunderts noch kommt, so wie Gustav Mahlers Zeit in den 1960er Jahren gekommen ist – das bleibt Spekulation. Einstweilen sind die großartigen Entwürfe von von Komponisten des 20. Jahrhunderts wie Iannis Xenakis, Helmut Lachenmann, John Cage oder Bernd Alois Zimmermann in den Verlags-Schubladen verschwunden. Die Werke leben nicht, haben im Grunde nie richtig gelebt im Sinne einer steten Entfaltung. Ein verbindlicher Kanon des 20. Jahrhunderts ist

nicht erkennbar – vor allem auch deshalb, weil sich die Säle der Konzerthäuser für die Avantgarde oder zumindest für konzertante Dialoge von Alt und Neu nicht öffnen.

Sprecher 1

Meine Utopie ist kein Plädoyer für die so genannte Hochkultur, die schon Hermann Kretzschmar und Musikpädagogen relativierten. Eher ist sie ein Plädoyer für anspruchsvolle Musik, die nicht frei Haus zu bestellen ist. Musik muss man sich nicht fleißig erarbeiten in gedrilltem Instrumental-Unterricht. Aber man sollte ihr sein Ohr leihen, im besseren Fall auch seinen Verstand, der durch stete Beschäftigung, aktive wie passive, wach bleibt. Musik ist eine Lebensform, das schreibt schon der Schweizer Urs Frauchiger, langjähriger Direktor der Musikhochschule Bern.

Sprecher 2: Zitat Urs Frauchiger

Ich weiß nur eines:

Sprecher 1: schreibt der Schweizer Urs Frauchiger

Sprecher 2: Zitat Frauchiger

Musik ist weder eine Angelegenheit von Festen, noch eine Angelegenheit von Wochen. Musik gehört in den Alltag so gut wie in den Festtag. Musik fordert Jahre und Jahrzehnte, nicht Wochen. Festwochen sind Edelbordelle des Geistes, in denen Leute, die zur Liebe nicht mehr fähig sind, sich Ersatzbefriedigung holen, rasch, hygienisch, unverbindlich. (...) Als das Auto das Fahrrad verdrängte, entstanden die Sechstagerrennen, als die Kinos Konkurs machten, schossen die Filmfestivals in Kraut, als die Menschen die Tiere fast ausgerottet hatten, schuf man die Tierreservate.

Was zum Teufel ist mit der Musik los, dass sie Festwochen nötig hat?

Frauchiger, Urs: Was zum Teufel ist mit der Musik los? Eine Art Musiksoziologie für Kenner und Liebhaber, München (R. Piper GmbH und Co. KG) 1992, ISBN 3-492-18254-2, S. 16

Musik 12: Steve Reich: *Different Trains*

Sprecherin 1:

Urs Frauchiger legt den Finger in jene Wunde, die einstweilen offen bleibt, offener denn je. Frauchiger zitiert Arthur Honeggers Prophezeiung, dass künftige Menschen nicht mehr einen Halb- von einem Ganztonschritt unterscheiden können. Schon in den 1980er Jahren vertritt er die Meinung, dass es einen eklatanten Verlust des Hörens, des Hörenwollens gebe.

Sprecher 1

Frauchigers Worte sind aktueller denn je. Die Zukunft der Musik wird nicht durchs Schaffen und Senden entschieden. Weichen werden in den Gehörgängen gestellt – und dahinter, im Hirn jeder einzelnen Hörerin, jedes einzelnen Hörers. Der Zug fährt währenddessen weiter, die Drehscheibe auf dem Rangierbahnhof arbeitet weiter – alles wie schon zu Steve Reichs Zeiten. Steve Reich meint in seinem *Different Trains* die Züge, in denen die Deportierten sitzen. So schrecklich steht es nicht um die Musik. Aber ernste sollte man sie schon nehmen, die Musik.